

## Der Preis des Friedens

VON JOSEF JOFFE

Nach sieben Monaten reden sie wieder – aber worüber? Israel und die Palästinenser haben sich einen präzisen Gesprächsplan zu-rechtgelegt, mit acht Unterausschüssen und einem Oberausschuß, der monatlich begutachtet, was denn auf der Expertenebene zustande gebracht worden ist. Nächste Woche tritt gar ein Ober-Oberausschuß unter der Ägide der amerikanischen Außenministerin in Washington zusammen, und der soll über Endgültiges beraten: über Wesen und Form des künftigen Palästinas.

Der Foren gibt es also genug, aber an denen hat es in diesem Hundertjährigen Krieg seit 1993 nicht gefehlt, seit jenem verzau-berten Moment im Rosengarten des Weißen Hauses, als Yitzhak Rabin und Yassir Arafat einander zögernd die Hand reichten. Seitdem ist auf mörderische Weise deutlich geworden, wo der Kern der Tragödie liegt. Derweil die Unterhändler miteinander parlierten und mühsam ein Steinchen des Vertrauens auf das andere legten, traten die Terroristen der Hamas dazwischen. Mit grausamem, aber eiskaltem Kalkül ließen sie im Februar und März vergangenen Jahres Bomben in den Städten Israels hochgehen. Das war, wie geplant, das Ende der Regierung des Sozialdemokraten Peres und in der Konsequenz auch des Friedensprozesses.

Was ist das für ein Frieden, fragten sich auch gutwillige Israelis, wenn dabei mehr Zivilisten umkommen als in all den Kriegsjahren? Und so begann der Tragödie zweiter Teil: die Wahl des Benjamin Netanjahu, der den Oslo-Prozeß bitter bekämpft hatte und der alsbald seine zentrale Strategie offenlegte: Die Palästinenser können alles mögliche haben, bloß keinen eigenen Staat. Damit war die Blockade garantiert. Keiner sollte vom anderen bekommen, was ihm das Kostbarste ist: Sicherheit für die Israelis, Staatlichkeit für die Palästinenser.

Dieser Knoten hat sich wie eine Henkerschlinge um den Friedensprozeß gelegt – immer fester. Er wird sich ein wenig lockern, wenn die Experten über Praktisches reden, etwa einen Flug- und Seehafen in Gaza. Wie viele Starts und Landungen, wer kontrolliert was – das sind Probleme, die sich mit einigem guten Willen lösen lassen und diesen jedesmal ein wenig stärken. Aber wo es um Existentielles geht, sind auch die kleinen Dinge Symbole für das Ganze. Beispiel Flug- und Seehafen: Die Israelis wünschen sich zu Recht, daß Gaza dergestalt nicht zum Einfallstor für Waffen und Terrorgerät werde; die Palästinenser werden zu Recht einwenden, daß israelische Kontrolle über die Häfen ihre Souveränität schon im Anfangsstadium vernichte.

So führen auch die Expertengespräche rasch zum festgezurten Knoten des Grund-sätzlichen. Wie den lösen? Im Prinzip ist die

Antwort ganz einfach: Sicherheit und Staatlichkeit. Und hier müssen beide Seiten Abschied nehmen von ihren bisherigen Reflexen.

Yassir Arafat muß seinen heimlichen Flirt mit dem Terror der Hamas beenden. Zwar beklagt er ihn, jedenfalls, wenn er zu Israel spricht. Zwar läßt er jedesmal ein paar Hamasianer verhaften. Aber der Terror muß auch als Teil seines Kalküls gewertet werden – als probate Waffe gegen Israel: Irgendwann werde der kollektive Wille Israels unter der Last der Ermordeten zusammenbrechen; irgendwann werden sie der Bürde überdrüssig werden und das Westufer abstoßen. Es ist einfach nicht vorstellbar, daß Arafats überdimensionierte Sicherheitsdienste, sieben an der Zahl, ein Gebiet von der Größe Luxemburgs (Gaza plus die Autonomiegebiete der Westbank) nicht lückenlos kontrollieren können – zumal in Zusammenarbeit mit den israelischen.

Dieses heimliche Kalkül muß Arafat vergessen. Er muß Hamas entweder entwaffnen oder überzeugen; dann hat er die halbe Wegstrecke schon geschafft. Und Netanjahu? Manche glauben, daß er sich mit einem Palästinenserstaat schon angefreundet habe. Tatsächlich gibt es schon Zahlen: Arafat will 90 Prozent, Netanjahu will ihm 40 Prozent geben, plus Gaza. Das hieße wohl 70 Prozent für die Palästinenser. Aber entscheidend ist: Wer Zahlen hinlegt, ist bereit zum Deal. Wenn der fein sichtbar über den Köpfen schwebt, lösen sich auch die minderen Knoten, an denen bislang so viele kleine Schritte zuschanden geworden sind.

Der klassische Friedensprozeß – Schritt um Schritt – hat sich längst totgelaufen. Er verdient auch keine längeren Grabreden, weil er in den vergangenen vier Jahren nicht nur wenig bewegt, sondern auch vieles zurückgeworfen hat, vorweg die Vertrauensbildung. Die vielen Gesten des Entgegenkommens in jüngster Zeit, etwa die Freilassung des Hamas-Gründers Scheich Jassin und 50 seiner Genossen, lassen ahnen, daß auf beiden Seiten ein neuer Realismus erblüht ist. Das wäre sogar besser als das „Wunder von Washington, Teil II“, denn Realitätssinn in Nahost ist knapper noch als Wasser.

Mithin wäre dies auch der richtige Moment für Madeleine Albright. Vermittler dürfen sich nur dann einschalten, wenn die streitenden Parteien selbst die Konturen eines Deals erkennen lassen. Alles andere ist vergebliche Großmachtsmüh – siehe die fruchtlose Reisediplomatie des Nahost-Unterhändlers Dennis Ross. Aber ein bißchen Träumerei darf doch gestattet sein. Vielleicht ist der Tag nicht soweit, da zwei Herren und eine Dame den Friedensnobelpreis in Empfang nehmen dürfen: Benjamin Netanjahu, Yassir Arafat und Madeleine Albright.